

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Ein teures Einstellen

urn:nbn:de:bsz:31-62042

schneidekunst zu üben. Er wollte damals seinen schönen Namen Andressl in seine Violine eingravieren, als sein Vater dazu kam und ihm ohne weitere Umstände mit einigen kräftigen Ohrfeigen die Lust zur Holzschneidekunst sofort wieder austrieb. So hatte er es darin nicht weiter gebracht als bis zu jenem »A«, das der Herr Kantor gleich entdeckte und das auch das einzige war, was von seiner ganzen Geigenpielerei, die übrigens jetzt der Schorschel fortsetzen sollte, übrig geblieben war.

Nun war Bullmann die letzte Hoffnung genommen und es blieb ihm nur noch die Aussicht, 18 lange Monate hindurch auf seine Havanna zu verzichten, bis die 20 Mark, die ihm dies kurze Glück gekostet hatten, wieder erspart waren und hinter dem dreifachen Verschuß aufbewahrt werden konnten.

Das einzige, was nun alle in dieser Sache noch thun konnten, war, daß sie sich das Versprechen gaben, darüber wie das Grab zu schweigen, schon ihrer Ehefrauen halber, welche nicht allzu stillschweigend den Verlust der 20 Mark hingenommen hätten, die sie so leichtsinnigerweise für nichts zum Fenster hinausgeworfen hatten. Es ist aber allen, den Schorschel ausgenommen, ein Rätsel geblieben, wie es kam, daß die Geschichte schon am nächsten Tage in ganz Unterefelsheim von Mund zu Mund ging. Das Kleeblatt aber hieß hinfort im ganzen Städtchen nur noch das „Zigeunertrio“.



Ein teures Einstellen.



Wenn sich der Mensch vor Schaden und Schande bewahren und nicht zum Gespötte seiner Mitmenschen werden will, dann muß er seinem Stande, seiner Stellung und seinem Können und Vermögen Rechnung tragen und dementsprechend leben und sich geben.

Wenn ein reicher Schwarzwälder Bauer, der seine Wagen voll Holz, seine Milch, sein Vieh und seine Schweine zur Stadt bringt und einen Sack voll Geld löst und dann doch, dem Geizteufel folgend, mit seinem Knecht in die Volkstüche, die eigentlich für ärmere Leute da ist, zum Mittagessen geht, wie man es schon wiederholt gesehen, so ist das im höchsten Grade schmutzig und zu verurteilen.

In den entgegengesetzten Fehler verfällt aber ein Schneiderlein, wenn es nach Art eines Grafen auftreten will, wenn es ins große Wiener Café geht,

wo das Glas Bier zwanzig Pfennig kostet, das für das Schneiderlein an andern Orten für zehn Pfennige zu haben wäre, — wenn es mit gravitätischen Schritten und maßlosem Dünkel sich in Gesellschaften drängt, wo es höchstens mit der Kleidung konkurrieren kann, in allem andern aber unbedingt unterliegen muß.

Solcher Gimpel giebt es viele. Doch heute wollen wir nur von jenen schmutzigen Filzen reden, die wegen eines Kreuzers zwei Stunden Umweg machen, zur Ersparung von dreißig Pfennigen den ganzen Tag hungern und für eine Mark sich den Daumenfinger abbeißen, aber, wie im Nachfolgenden erhellet wird, mit ihrer Knauferei doch auch oft ankommen können.

Im Jahre 1872 war ich in Basel in einer Restauration als Hausbursche angestellt. Ich war damals 16 Jahre alt, gesund und munter, und mein Himmel hing noch voller Vassgeigen, d. h. ich sah die Welt noch mit den kindlichen Augen des Glaubens und Vertrauens an, wie es eben nur die Jugend kann, — die darum auch so glücklich ist.

Es ging mir im ganzen nicht übel. Mein Herr, der Herr Spörri, war gut und seine kleine Frau womöglich noch besser: sie sorgte, daß mein verdauungskräftiger Magen immer seine Arbeit hatte. Auch die Kehle durfte hier nicht einrostet, weil ich doch die Trinkgelder, die mir von den hier verkehrenden Fremden zuströmen, als solche verwenden mußte, sonst wären es ja Spargelder und keine Trinkgelder mehr gewesen.

Wie überall, so giebt es auch in der reichen Stadt Basel keine Rosen ohne Dornen, obschon der Lällenkönig, der früher auf der Rheinbrücke so lange sein Wesen trieb, nun eingekerkert ist und nur noch die Wißbegierigen, die ihn in seinem Gefängnis, dem Konziliensaal, besuchen, ärgern und belächeln kann. Der Dorn an meinem hausknechtlichen Glück war der Umstand, daß mir zum Lesen und Studieren, was ich doch so gerne gethan hätte, nur die Nacht Zeit bot. Gegen die Benutzung dieser nächtlichen Zeit erhoben aber die Augen ihren Einspruch; sie fielen zu, und mit dem Lesen war es nichts. Dann aber kamen auch viele grobe und ungeschlachte Herren und Bauern, welche die Pflichten eines Hausknechtes sehr gut kannten und in Anspruch nahmen, aber das „Noblesse oblige“ vollständig aus ihrem Wörterbuch gestrichen hatten. Beim Ankommen zeigten sie sich in ihrer ganzen Größe und Probenhaftigkeit und traten mit einer Arroganz auf, als ob ganz Ungarn und noch sieben Dörfer unter ihrer Botmäßigkeit ständen. Der Abgang vollzog sich aber oft so heimlich und duckmäuserig, daß ich zu spät den Verlust meines erhofften und wohlverdienten Trinkgeldes merkte. Das war der Bumm, der oft an meinem Hausknechtsherzen nagte.

Die Unverschämtesten von dieser Sorte waren aber unstreitig jene zwei Wälder, die eines Tages mit Bewilligung meines Herrn ihre große Schweineherde in unsern geschlossenen, will sagen verschließbaren Hof trieben, um sie dort rasten zu lassen. Die Einfahrt in den Hof war ihnen in der Voraussetzung,

daß sie in der Wirtschaft Mittag machen und einige Glas Bier oder eine Flasche Wein zu sich nehmen würden, gestattet worden.

„Aber was geschah? Die Herren Wälder verlangten von mir zwei Stühle und etwas Senf, und als ich ihnen dieses in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, gebracht hatte, entnahmen sie den weiten Taschen ihrer Regenmäntel je ein großes Stück Schwartenmagen und einen Zweispänder, dann legten sie besagte Mäntel, um einen weichen Sitz zu erzielen, auf die Stühle, setzten sich bequem darauf und fingen nun mit dem Taschenmesser zu transschieren und mit dem Munde zu kauen an. Auf meine Frage, ob sie etwas zu trinken wünschten, sagten sie: „E Channe voll Wasser chasch is hole, d'r Wi und 's Bier choste nu Geld!“



„E Channe voll Wasser chasch is hole.“

Als sie gegessen, den Senf bis zur Reige ausgeschleckt und die Schweine den Hof im wahren Sinn des Wortes versaut hatten, da sagten sie naiv: „Jetz, Chlaine, chasch 's Hofthor wieder ufmake, mir weent furt!“

Ich war starr ob solcher Unverschämtheit und fand den Schlüssel zu meinem hier erforderlichen Verhalten nicht. Mein Herr kam mir zu Hilfe: „Felix, was hänn die Herre für e Trinkgeld gä?“ „Gar keis!“ sagte ich, worauf der die Peitsche nahm, sich vor's Thor stellte und schrie: „Ihr unverschämti Lämmel, aß ihr sinn! Rei Schwanz chunt zuem Thor us, bis ihr im Burscht zwei Franke Trinkgeld gänn. Meine-n-er, me chönn bloß in d' Wirtschaft cho, Stüehl verlange, d'r Senf fresse, Wasser luse und d'r Hof verlaue und wieder goh?“

Die Herren Wälder meinten, der Wirt habe kein

Recht, das abzugebende Trinkgeld zu bestimmen, das sei ihre Sache und sie wollten es auf eine Gerichtsverhandlung antommen lassen.

„Guet, ich an,“ sagte der Herr, „aber bis d' Verhandlig vorbei isch, blibt e Sau do im Verjat, mit den andere chönn-n-er goh, ihr Lämmel!“

Und die „Lämmel“ gingen wirklich mit Zurücklassung eines ihrer Tiere.

Der Verlauf des Prozesses wurde, weil sich die Wälder dem erstinstanzlichen Entscheid, der meinem Herrn recht gab, nicht fügten, ziemlich langwierig. Die höhere Gerichtsstelle, an die sie appellierten, sprach meinem Herrn das Trinkgeldbestimmungsrecht ab, befugte ihn dagegen, für die Verabreichung des Wassers, der Stühle, des Senfs und für den vereinigten Hof seine Rechnung einreichen zu dürfen, was denn auch geschah.

Diese Rechnung, das Futtergeld für das Verjatschwein und die Gerichtskosten, zu deren Bezahlung auch die Wälder herangezogen wurden, machten ein artiges Sümmechen. Die Knauferei waren belehrt, daß Unverschämtheit und Knauferei oft noch teurer zu stehen kommen kann, als ein den Verhältnissen und dem Stand entsprechendes Leben.

Beckmann, 'raus!

Der berühmte Schauspieler Beckmann war der Sohn eines ehrjamen Breslauer Schuhmachermeisters, der es anfangs durchaus nicht haben wollte, daß sein Sohn zum Theater ging, während er späterhin, als sein Junge so berühmt geworden, gar stolz auf ihn war. Ins Theater war aber der alte Beckmann trotzdem nicht zu bringen; er hatte seinen Sohn noch niemals spielen sehen. Endlich, nach vielem Zureden, entschloß er sich dazu, an einem Abende, wo der Sohn spielte, ins Theater zu gehen; aber heileibe nicht auf einen von den guten Pläken, zu dem ihm der Sohn ein Freibillet geben wollte. Er wollte vielmehr ganz unbekannt und im Verborgenen zusehen, weil es ihn gar zu sehr genierte, daß er, der einfache Schuhmacher, der Vater des berühmten Beckmann wäre. — Tagsdarauf fragte ihn der Sohn, wie er sich denn amüßert hätte? Da wurde der Alte wild und erklärte, er ginge sein Lebtag nicht mehr in das vermaledeite Theater hinein.

„Warum denn nicht?“

„Denk dir, wie mir's ergangen ist! Ich hatte mich ganz in die Ecke geduckt und vermeinte, kein Mensch thät' mich kennen. Es ging auch im ganzen ersten Akt alles gut, und es freute mich in der Seele, daß du sehr schön gespielt hast. Auf einmal, im zweiten Akte, der doch so sehr schön war, da fängt alles — wie erst der Vorhang gefallen war — entsetzlich an zu toben, und sie schriegen wie wütend und in einem Stück: »Beckmann, 'raus, Beckmann, 'raus!« Was blieb mir da übrig? Ich hab' mich schnell dünne gemacht. In dein Theater aber bringen mich keine zehn Pferde mehr hinein!“